



Penzkofen

Eine über tausend Jahre alte Siedelstelle am Südostrand des ehemaligen Amtsbezirks Mitterfels

Josef Fendl

Penzkofen, die
tausend Jahre alte
Siedelstelle - von
Osten gesehen
(Foto von 1915)

Rodung am vorgeschichtlichen Bayerweg

Schon seit der sog. „grauen Vorzeit“ zog sich im Bayerischen Wald in direkter Nord-Süd-Richtung ein alter Fernhandelsweg aus dem böhmischen Kessel über Furth i. W., Kötzting, Viechtach¹ und Sankt Englmar an die Donau bei Mariaposching: der (später so genannte) Bayerweg. Als richtungskonstanter Hochweg² führte er über die natürlichen Bergsättel bei Wetzell, Markbuchen (!) und Mainstorf³. An seinen „Mündungsstellen“ bei Mariaposching und Waltendorf errichteten in späteren Jahren der Erzbischof von Salzburg und der Fürstpropst von Berchtesgaden ihre Salzdepots.

Bei Perasdorf (mit seinem Laurentiuspatrozinium⁴) gab es möglicherweise zwei Trassen nach Einfürst: eine ältere über Schwarzenstein⁵, Heilstein, Schönbühl⁶ und eine jüngere über Langfeld⁷, Gattendorf, Iglhaft, Wetzstein, und in Einfürst⁸ in die ältere Trassenführung einmündend, über Gaissing und Niederwinkling an die Donau. Später scheint dann von Heilstein ab der Weg über Penzkofen

nach Schwarzach verlegt worden zu sein. Die Frage, ob diese neue Trasse die Gründung von Penzkofen und vor allem Schwarzachs bedingt habe oder ob umgekehrt die Gründung eines mettensischen Meierhofes Schwarzach (mit seinem von Metten als karolingischem Reichskloster bevorzugtem Kirchenpatron Martin) diesen neuen Streckenverlauf verlangte, wird wohl nicht mehr gelöst werden können.⁹ Vielleicht war auch der allmählich sich durchsetzende Trend Wasserlauf = Grenze ein möglicher Grund für diese Umstellung.¹⁰

Auf jeden Fall orientierten sich am alten Streckenverlauf dieses Bayerweges sowohl die Rodungsgebiete der beiden konkurrierenden Benediktinerklöster Metten und Niederaltaich als auch die (späteren) Pfarreigrenzen¹¹. Bis zum Beginn dieser planmäßigen Kolonisation war allerdings der Wald grundsätzlich gemieden worden. In ‚eremo nortwalt‘, im menschenleeren Nordwald, wird das Gebiet in Niederaltaicher Urkunden genannt.

Als herrenloses Gebiet blieb der Wald Eigentum des Herzogs bzw. des Königs. So war der ganze Nordwald

vom Egerland im Norden bis zum Marchtal im Osten ein einziger großer Königsforst.

Aber schon die letzten Herzöge aus dem Hause der Agilolfinger hatten sich vorgenommen, diesen Raum wirtschaftlich zu erschließen, um so ihren Herrschaftsbereich vom Altsiedelraum an der Donau aus nach Nordosten auszuweiten.

Um 760/770 hatte Herzog Odilo auf dem linken Donauufer das Kloster Metten gegründet. Herzog Tassilo III. hatte dann den Benediktinermönchen *„einen Wald über-eignet, der im Süden von der Donau, im Westen von Sulzbach, Schwarzach und Rohrmühlenbach mit westlichem Bogenbach (Mühlbogenbach), im Norden vom Kamm des Höhenzuges zwischen Hirschenstein¹² und Vogelsang und im Osten vom östlichen Bogenbach (Kollbach) begrenzt wurde. Hier im Vorwald setzte zunächst das planvolle Siedlungswerk ein, dessen Ausgangspunkt das bereits im Rodungsgebiet liegende Kloster war.“*¹³

Als nach dem Sturz des letzten Agilolfingerherzogs Metten karolingisches Reichskloster geworden war, baute es Karl der Große mit neuer Zielsetzung in das Konzept seiner Reichspolitik ein, das ein erschlossenes Waldland als Grenz- und Durchzugsgebiet gegenüber dem böhmischen Raum vorsah. Metten sollte als Waldrodungskloster diese Aufgabe übernehmen. An den Tassilonischen Wald fügte der Kaiser im Norden den großen Karolingerwald an, der bald zum Hauptrodungsgebiet des Klosters wurde.

Diese Rodungstätigkeit war aber nur möglich, *„weil die Klöster (Metten und Niederaltaich) als Dotation bei ihrer Gründung mit großen Besitzungen im fruchtbaren Dungau südlich der Donau beiderseits der Isarmündung ausgestattet wurden. Diese Güter bildeten den wirtschaftlich unbedingt notwendigen Rückhalt für die Rodungstätigkeit. Ohne die Ausgangsbasis im Dungau hätten weder Niederaltaich noch Metten die wirtschaftliche Kraft besessen, die sie zur Kolonisationsarbeit befähigte.“*¹⁴

Die halbfreien, fleißigen und wagemutigen Rodungsbauern wurden so die eigentlichen Pioniere des Bayerischen Waldes. Das Land westlich des Bayerweges bzw. des Rohrmühlbaches und der Schwarzach bis hinaus zur Donau nahmen Hörige des Mauritiusklosters unter den Pflug, am linken Ufer bis hinauf an die Abhänge des ersten großen Hauptkamms des Bayerischen Waldes rodeten Mundlinge des Klosters Metten, dessen gesamter Grundbesitz noch 1644 zu 95 % innerhalb dieser Grenzen lag (vgl. Klosterliterale Nr. 5: „Gründ Buech ... über alle Besitzungen des Klosters ... gegen den Wald“). Einige dieser Orte scheinen durch die Endung -dorf als Mettener Gründung ausgewiesen zu sein: Tiefendorf, Edersdorf, Allersdorf, Gattendorf, Perasdorf, Rottensdorf, Mainstorf ...

Bis in die neueste Zeit herein bildete der Rohrmühlbach bzw. die Trasse des vorgeschichtlichen Bayerweges vom Heilstein ab die Westgrenze der früher vereinigten Pfarreien Schwarzach und Perasdorf.

Eingesprengt in das mettensische Rodungsgebiet lag

allerdings alter Passauer Streubesitz. So erscheint die Burg Degenberg noch 1230 als passauisches Lehen der Grafen von Bogen.

Die Rodungstätigkeit des Klosters Metten fand zu Beginn des 10. Jahrhunderts einen jähen Abbruch. Nach der für die Bayern so unglücklich verlaufenen Schlacht von Preßburg (907) gab Herzog Arnulf zahlreiche Kloster-güter - darunter wohl den größten Teil des mettensischen Besitzes - an Adelige aus, um eine schlagkräftige Abwehrfront gegen die Ungarn aufbauen zu können.¹⁵ Durch die massierten Angriffe der magyarischen Reitervölker war nämlich der Rüstungsetat der Grafen enorm angestiegen und sollte dadurch ausgeglichen werden, dass die den Klöstern weggenommenen Güter als Lehen an den Adel ausgegeben wurden.

An die Stelle der geistlichen Grundbesitzer waren nun weltliche getreten, in unserem Raum an die Stelle des Klosters Metten die Arnulfinger, die Babenberger und die Vorfahren der Grafen von Bogen. Aus dem Rodungskloster Metten war ein „Betkloster“ geworden, das wohl auf Betreiben der Bogener (als Vögte des Klosters Niederaltaich) die kirchliche Zuständigkeit für Schwarzach an Niederaltaich abtreten musste.

Als Metten 1157 durch die Babenberger wiederhergestellt wurde, waren bereits vollendete Tatsachen geschaffen: neun Jahre vorher hatte Papst Eugen III. während eines Konzils in Reims die Zugehörigkeit Schwarzachs zu Niederaltaich bestätigt: *Roma locuta, causa finita!*

Das kolonisationswerk des Klosters Metten dagegen wurde von dem bogenschen Doppelgeschlecht (Regensburger Domvögte und Windberger Grafen) nach der Devise „Herrschaftsbildung durch Rodung“ weitergeführt.

Dabei scheint es nicht immer friedlich abgegangen zu sein. Abt Hermann von Niederaltaich schreibt noch im gleichen Jahrhundert in seinen Annalen: *„Als Liupold, Perhtold und Adalbert ... zuerst unter sich und nachher mit ihren Nachbarn, Bischöfen und Grafen, in Fehde gerieten, erhitzten sie sich zu solcher Wut und Bosheit, daß sie das Gebiet ihrer Grafschaft fast ganz unbewohnbar machten.“*

Die Lage des Hofes Penzkofen

Gestützt auf ihren reichen Besitz im Altsiedelland und die übernommenen Kloster-güter wollten sich die Grafen von Bogen mit der Hilfe ihrer Ministerialen (Oberschicht unfreier Dienstleute, niederer Adel) durch Zugewinne von Rodungsland einen Herrschaftsbereich aufbauen, den ihnen niemand mehr streitig machen sollte. Rodung, bis zum Beginn des 10. Jahrhunderts eine Aufgabe der Mönche, war jetzt eine Aufgabe des Hochadels und seiner Dienstmannen geworden.

Die ursprünglichen mettensischen Grenzhöfe gegenüber dem niederaltaichischen Rodungsraum wurden von den Grafen von Bogen zu wehrhaften Ministerialensitzen

ausgebaut. Einer von ihnen war sicher Penzkofen, auf einer Anhöhe unmittelbar über dem Rohrmühlbach gelegen.

Im Sommer 1975 wurde beim Straßenbau eine größere Anzahl behauener Steine ausgebaggert, die möglicherweise von dieser Ministerialenburg stammten, die vermutlich etwas südwestlich des heutigen Hofes (über dem Steilabhang zum Rohrmühlbach) gelegen haben dürfte. Topographische Überlegungen lassen es auch für möglich erscheinen, dass der Ministerialsitz auf dem sog. Steinriegel (unmittelbar über der Rohrmühle) errichtet war, wie auch die Sage glaubhaft zu machen versucht.

Der Name

Nach den Gepflogenheiten frühmittelalterlicher Namensgebung zu schließen, dürfte der eineinhalb Kilometer von Schwarzach entfernt liegende Hof spätestens im 8. Jahrhundert gegründet worden sein. Wahrscheinlich hatte ein freier bajuwarischer Bauer von seinem Herzog ein Stück dieses Waldlandes übertragen bekommen, hatte es gerodet und urbar gemacht.

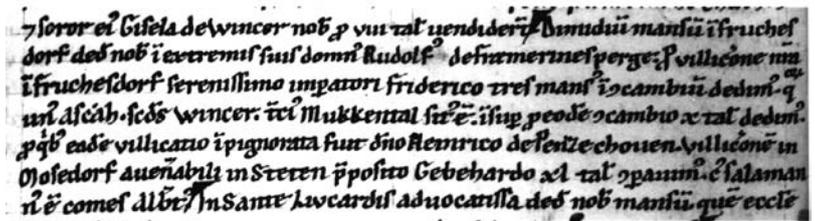
Dieser Siedler könnte Penno oder Penzo geheißen haben, ein Name, der auch später noch mehrfach in Regensburger, Passauer und Salzburger Urkunden auftaucht und vermutlich eine Kurzform des in der Folgezeit bei den Penzkofern noch mehrmals auftretenden Personennamens Perchtold oder Berthold ist. Den Besitz, den sich dieser Wehrsiedler geschaffen hatte, nannte man dann Penzingahova, „bei den Höfen des Penzo“.

Penzkofen, ursprünglich ein mettensischer Hof?

Um dem ihn schwer belastenden Kriegsdienst zu entgehen, folgte wohl einer der Nachfahren Penzos dem Beispiel vieler Freibauern und begab sich in die Abhängigkeit (Muntschaft) eines Größeren, wahrscheinlich des Klosters Metten, das in diesem Gebiet die Rodungsarbeit begonnen hatte, und dem die strategisch günstige Lage des Hofes an der Westgrenze seines Rodungsgebietes gut ins Konzept passen musste. Diese These wird unterstützt durch die Tatsache, dass in einem Reichenauer „Verbrüderungsbuch“ des Klosters Metten sowohl ein Penno (Panno) als auch ein Panzo als zur ‚familia‘ des Klosters gehörig angeführt wird. (Solche ‚familiae‘ bestanden aus Laien und Weltgeistlichen, vor allem Wohltätern und Familien der Mönche.)¹⁶

Die früheren Besitzer blieben als Ergebungsleute darauf sitzen und verwalteten das Gut für ihren Lehensherrn. Der freiwillige Verzicht auf ihr Eigentum an Grund und Boden hatte ihnen eine Sonderstellung eingeräumt, die sie aus der breiten Masse der übrigen Zinsbauern hervorhob.

Durch die Säkularisation Arnulfs des Bösen scheint Metten diesen Besitz wieder verloren zu haben. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden wir ihn jedenfalls in der Hand der Grafen von Bogen.



Die Bogener – die neuen Herren

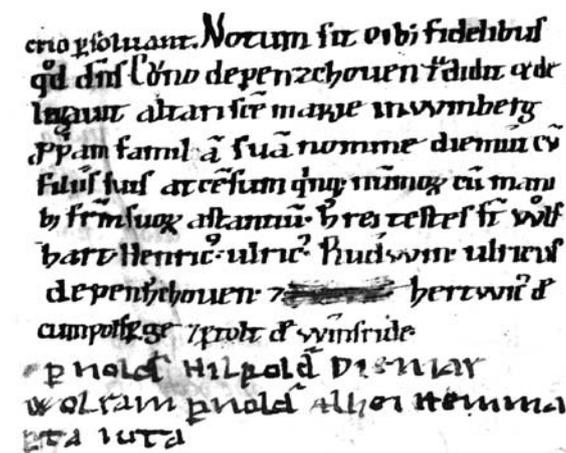
Allem Anschein nach wurde Penzkofen von den Bogenern für die Erstaussstattung ihres 1102 gegründeten Klosters Oberaltaich und vor allem ihres um 1125/1142 gegründeten Hausklosters Windberg herangezogen, um es „auch im Zeitlichen ... nach allen Seiten zu sichern“.

In diesen Windberger Traditionen wird u. a. ein pertholdus de penzechouen genannt, der in seiner Eigenschaft als „salamannus“ (Liegenschaftsverwalter) den Besitz Unterholzen eines Herrn Heinrich von Mühlbach dem Kloster übergab. Unter den Zeugen ist auch ein Henricus de carinthia, offensichtlich ein Bediensteter der aus Kärnten stammenden Gemahlin Graf Alberts I. von Bogen.¹⁷

Ein weiterer Eintrag berichtet, dass ein dominus Cono de penzechouen seine Leibeigene Diemut und ihre Söhne nach Windberg schenkte. Zeuge dieser Übereignung ist neben anderen ein ulricus de pentzchouen.

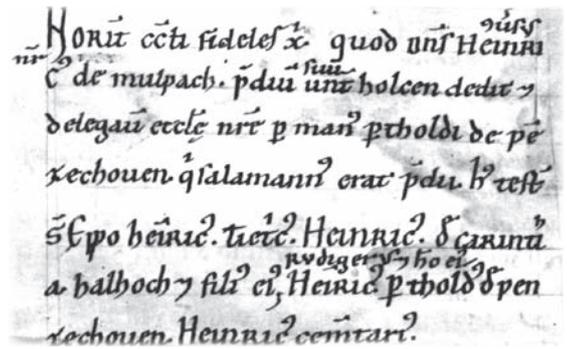
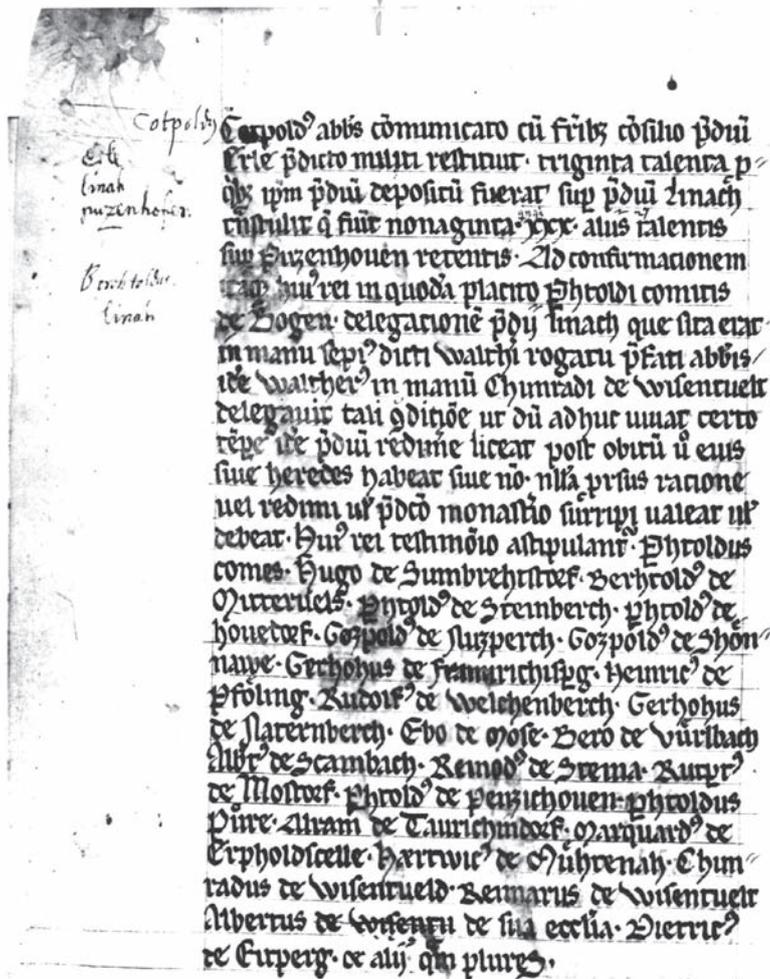
Im sog. „Ankunftsbuch“, einem Verzeichnis von Gütererwerbungen zur Zeit des Abtes Gebhard (1142-1191), wird noch ein Herr Henricus de Penzechouen angeführt, von dem das Kloster Besitz in Fruhstorf (Lkr. Straubing-Bogen) übernahm, den Kaiser Friedrich I. dem Penzkofer für zehn Talente Silber verpfändet hatte. Dieses Rechtsgeschäft wurde am 13. Januar 1158 (dem Gründungsjahr Münchens!) auf einem Reichstag in Regensburg vollzogen und am 13. Februar 1160 bestätigt.

Der gleiche Heinrich von Penzkofen hatte (als sog. Afterlehensnehmer) von Engelschalk von Bärndorf ein nicht näher genanntes Gut zu Lehen, das Herzog Heinrich Jasomirgott gehörte und ebenfalls am 13. Januar 1158 auf dem genannten Reichstag in Regensburg ausgelöst wurde.



Eintrag im Windberger Ankunftsbuch mit der Nennung eines dominus Henricus de Penzechouen (nach der Mitte der 5. Zeile). Das Rechtsgeschäft ist zwischen dem 13. und 18. Januar 1158 zu datieren.

Windberger Tradition aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit der Nennung eines Cuono (2. Zeile) und ulricus (7./8. Zeile) de pentzechouen



Penzkofer Wappen und Siegel

1381 urkundet in Regensburg ein Hans Pentzchouer mit einem Siegel, das einen ähnlichen Stulphut („Judenhut“) zeigt, wie er sich auch im Wappen der Degenberger findet. Diese „Wappenverwandtschaft“ könnte auf gemeinsame Kriegsdienste der beiden Ministerialengeschlechter der Bogener zurückgehen. Nach Prof. Reinhard Heydenreuther ist es nämlich durchaus denkbar, dass die Nachkommen eines Geschlechts auf diese Weise Taten ihrer Vorfahren dokumentierten. (Die Degenberger waren möglicherweise als ‚Sommersdorfer‘ 1218 beim Kreuzzug der Bogener ebenso dabei wie die Penzkofer.)

Ein Hans Penzkofer zu Eckenried siegelt 1416 mit einem Wappenbild, das einen (früh)gotischen Kübelhelm zeigt.

Das Bayerische Hauptstaatsarchiv München hat auch das nebenstehende Siegel, als Penzkofer-Siegel registriert, das allerdings - sowohl was seine Umschrift als auch sein Wappenbild betrifft - Rätsel aufgibt.

Um glatten Schwindel handelt es sich dagegen bei dem Penzkofer-Wappen, das irgendwann (um die Zeit des ersten Weltkriegs?) in gutem Glauben erworben wurde, aber sicher eine willkürliche primitive Fälschung darstellt,

Abb. links oben: Spätere Abschrift einer Oberalteicher Archivalie vom Ende des 12. Jh. Die Zeugenreihe führt Graf Berthold an, dann folgt Hugo von Sumbrechtstorf (Sommersdorf); 6. Zeile von unten: Perhtold de penzichouen.

Abb. rechts oben: Eintrag im Windberger Ankunftsbuch um 1200 mit der Nennung eines perchtold de penzchouen (3./4. Zeile und 6./7. Zeile)

Abb. 1:
Siegel eines Hans Pentzchouer (Regensburg, 1381)

Abb. 2:
Das Siegel eines Hans Pentzchouer zu Eckenried (1416, KU Oberalteich 404) zeigt einen gotischen Kübelhelm.

Abb. 3:
Angebliches Penzkofer-Siegel (Bayer. Hauptstaatsarchiv München)

Abb. unten rechts:
Angebliches Penzkofer-Wappen (sicher eine Fälschung des frühen 20. Jh.)

Mit den Grafen von Bogen zogen die wehrhaften Männer dieses Geschlechtes wohl auch auf die Kreuzzüge. In einer Aufzeichnung des bogenschen Hausklosters Oberaltaich wird z. B. 1194 ein Berthold von Penzkofen (Perhtoldus de Penzichouen)¹⁸ in unmittelbarer Nähe Graf Bertholds III. von Bogen genannt, der dann 1218 bei der Belagerung von Damiette (im Nildelta) durch den Bruch einer Belagerungsmaschine ums Leben kam: „Berchtold der dritt kamb in Egypten ... neben vilen anderen Bayrischen Herren ... durch Wassernoth vmb“.¹⁹ (In der heimatgeschichtlichen Erzählung „Der Stumme von Bogen“ hat der Verfasser eine solche Kreuzzugsteilnahme in dichterischer Freiheit als tatsächlich angenommen.²⁰)

Mit dem Tode Alberts IV., des letzten Bogeners, müsste 1242 auch Penzkofen an die Wittelsbacher gefallen sein. Nach P. Norbert Backmund soll allerdings 1302 ein Marquardus de Allenhofen²¹ die Martinskirche von Albrechtshirichen (Albertskirchen, Pfarrei und - bis 1972 - Gemeinde Waltendorf) zusammen mit dem Hof Penzkofen an das Kloster Windberg geschenkt haben.²²



ebenso wie ein weiteres Wappen, dessen ‚Begleitschreiben‘ ohne nähere Angaben glauben machen will, dass es einem Penzkofer von Karl V. wegen besonders mutigen Kämpfens in der Schlacht von Pavia (1525) verliehen worden sei.

Die Entstehung des Familiennamens Penzkofer

Als sich 1158 Heinricus de Penzechouen von Kaiser Barbarossa für zehn Talente Silber einen Hof verpfänden ließ, war „de Penzechouen“ noch nicht als Familienname sondern als Ortsname zu sehen. (Namensformen dieser Art waren seit dem 11. Jahrhundert üblich geworden, da es bis zu dieser Zeit nur die später so genannten Vornamen gab.

1282 wird in einer in Straubing ausgestellten (lateinischen) Urkunde des Pfalzgrafen bei Rhein ein sonst nicht näher bekannter Pentzchoferius angeführt. Hier ist also

der Herkunftsname schon nicht mehr mit „de“ (= von) gebildet, jener Form, die sich beim hohen Adel bis heute erhalten hat.

1347 bestellte der niederbayerische Vizedom Dietrich der Haybekh Friderich den Penzkofer als Treuhänder eines an die Kirche Elisabethzell geschenkten Hofes.

1358 tritt uns dann dieser Familienname bereits in seiner heutigen Form entgegen: In St. Georgenberg bei Passau (heute als Festung Oberhaus bekannt) gibt u. a. ein Nicola Pentzehofer an, dass er über die Gefangennahme und Tötung der Ramsperger (ebenfalls Ministerialen der Grafen von Bogen) nichts mehr auszusagen habe. Zwölf Jahre später verzeichnet das Einwohnerregister der Regensburgener Westerburgerwacht „auf dem purgtor“ u. a. Ulrich Pentzchofer et uxore.

Innerhalb von zwei Jahrhunderten war aus dem Siedlungsnamen Penzkofen - es gibt ihn nur einmal in ganz Bayern! - der Familienname Penzkofer entstanden.

Penzkofer

*Ein Hof - zehnmahl älter als der Wald um ihn herum.
Aufgerichtet vor mehr als tausend Jahren
von einem, der unbeugsamen Mut hatte zur Arbeit,
- der den Wolf nicht fürchtete,
der ihm die Lämmer stahl,
und nicht den Bären, der ihm die Herde riss.*

*Das Weib gebar ihm ein hartes Geschlecht.
Die Söhne brannten den Wald,
die Töchter bargen das Korn
und spannen den Flachs,
- freie Bauern auf freiem Hof.*

*Erst später warf der Herzog Steuern darauf,
- mehr als der Penzkofer zu zahlen vermochte.
Da blieb nur ein Ausweg:
die Flucht zu einem der Klöster,
bei den Kuttenträgern in die Muntschaft zu gehen.*

*Der Krummstab achtete den Hof,
aber die Magyaren nicht den Krummstab!
Doch der böse tapfere Arnulf schlug
die ungrischen Horden, zurück..
Und die Klöster hatten's zu zahlen
mit Haus und Hof, mit Hab und Gut.*

*Die Grafen von Bogen kamen als Vögte
und spielten als Herren sich auf.
Die Penzkofer zählten zu ihrem Gefolge,
schwuren den Eid, rodeten, siedelten
und nahmen gar vom Kaiser das Pfand.*

*Sie brachen zur großen Pilgerfahrt auf
und zogen zum Heiligen Grab,
das Kreuz an die Schulter geheftet.
Kam einer zurück?
Oder war es das Kind in der Wiege,
das den Hof den Nachkommen bewahrte?*

*Der Bog'ner verstarb.
Wittelsbach nannte sich der neue Herr.
Er schickte die Penzleute weit in den ‚Nortwalt‘.
Dort schlugen sie sich
mit Wäldern, Wölfen und Wenden
- und gaben nicht auf.*

*Den Namen des Hofes nahmen sie mit.
Er galt mehr als das Siegel mit Schild und Helm.
Sie haben mit ihm die Zeit überdauert:
Penzkofer sind sie noch heut
und werden's lange noch sein.*



Penzkofer im Dienst der Degenberger

Nach dem Aussterben des Bogener Geschlechts (1242) scheinen die Penzkofer von den Degenbergern (vielleicht in Erinnerung an gemeinsame Dienste bei den Kreuzzügen) mit Verwaltungsaufgaben der unterschiedlichsten Art im Inneren Bayerischen Wald betraut worden zu sein.

Als 1358 Hartwig III. von Degenberg Pfleger auf dem Oberhaus in Passau ist, erscheint in einem Totschlagsprozess ein Nicla Pentzehofer als wichtiger (Entlastungs) Zeuge.

Als Albrecht, der einzige Sohn Stefans des Degenbergers auf Altnußberg (um 1400) noch zu Lebzeiten seines Vaters gestorben war, setzte dieser dort einen Hans Penzkofer als Pfleger ein.

Eine solche Pflugschaft war ein durchaus erstrebenswertes Amt für Adelige und Ministerialen: Besaß früher ein Adelige mehrere Burgen und konnte sie (noch) nicht an Söhne und andere männliche Erben weitergeben, so setzte er sogenannte Pfleger ein. Sie waren oft nachgeborene Rittersöhne oder entstammten zumindest der Ministerialität. Die Pfleger vertraten die Burgherren vor allem in militärischen und finanziellen Angelegenheiten. Sie übten die niedere Gerichtsbarkeit aus und waren für den Schutz ihrer Abhängigen zuständig. Auch die geordnete und termingerechte Ablieferung des Zehents und die sachgerechte Lagerung der verschiedenen Produkte gehörte zu ihren Aufgaben.

Vor allem aber hatten sie dafür zu sorgen, dass die Burg jederzeit verteidigungsbereit war. Sie hatten aber auch die Aufgabe, den ungehinderten Warenverkehr in ihrem Zuständigkeitsbereich zu sichern. Außerdem waren die Pfleger die Vorsteher des jeweiligen Landgerichts. Von ihrem „Honorar“ hatten sie die Burgbesatzung zu besolden, den Bauunterhalt zu bestreiten und den Landrichter zu bezahlen.

1416 sitzt ein (anderer?) Hans Penzkofer auf dem Gut Eckenried (zwei Kilometer vom degenbergischen Weißenstein entfernt); sein Bruder Thomas steht in Diensten Albrechts des Ursenpecken in Pürl (bei Elisabethszell).

1445 finden wir einen Andre Penczkover im Verlauf eines Güterstreits in Viechtach „an den Landrechten“.

Als 1498 der Elisabethszeller²³ Propst Andreas Penzkofer (1474 - 1483) gestorben war, weigerte sich Wilhelm von Paulsdorf²⁴ auf Haibach und Wiesenfelden, dessen Neffen (?) Johann Penzkofer als Nachfolger anzuerkennen, vielmehr verjagte er die Mönche des kleinen Klosters, das dann erst 1621 wieder besiedelt wurde.

Zwischen 1539 und 1544 ist ein (anderer?) Hans Penzkofer als Inhaber der Hofmark zu Atzenzell²⁵ bezeugt.

Spätestens zu dieser Zeit scheinen also die Penzkofer von den Wittelsbachern bzw. den Degenbergern (wenn es nicht schon die Bogener getan hatten) mit Rodungs- und Verwaltungsaufgaben im Nordwald betraut worden zu sein. (Diese Annahme würde auch die Häufung von Penz-

kofer-Familien im Raum Cham-Kötzting erklären.)

Der Stammsitz Penzkofer dagegen dürfte schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts nicht mehr in der Hand der Penzkofer gewesen sein.

Wechselnde Besitzverhältnisse

Um 1309 erscheint Penzkofer im zweiten Herzogsurbar als wittelsbachisches Eigengut, das in der nächsten Zeit anscheinend mehrfach den Besitzer wechselt.

Am 28. August 1391 tauchen in einer Oberaltaicher Klosterurkunde Vllreich Angermair, Dietreich Rustmair und Hawg Ellenter von Penzchofen als Taidinger auf.

Kurz und gut: die Besitzverhältnisse im 13./14. Jahrhundert erscheinen (mangelnder Unterlagen wegen) ziemlich verworren. Erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts gibt es wieder mehr Klarheit. Zu dieser Zeit gehörte der Hof neben der Rohrmühle und dem Lindberg einem Andre Schwarzensteiner zu Engelsburg, der die drei Güter dem Deggendorfer Bürger Hans Vilsmeier verkaufte, der sie dann 1439 dem Kloster Metten schenkte. Penzkofer bestand zu dieser Zeit nur noch aus 16 Tagwerk Ackerland, 14 Tagwerk Wiesen und 22 Tagwerk Wald.

Aber es gehörte wieder - wie schon 500 Jahre früher - zum Kloster Metten. 1547 verpfändete Abt Oswald Penzkofer, die Rohrmühle und den Lindberg für insgesamt 70 Pfund vorübergehend an die Herrschaft Degenberg gegen ewige Wiedereinlösung. 55 Jahre später starben aber die Degenberger im Mannesstamm aus.

1778 wurde mit dem Hof - wie ein Nachtrag im Mettenner Grundt-Buech von 1644 angibt - ein Johann Staudinger belehnt, ein Vorfahre des jetzigen Besitzers Bernhard Sträußl. (Siehe Abbildung auf der folgenden Seite.)

Am 21. März 1803, dem Tag der Säkularisation, fallen Penzkofer und die Rohrmühle an den bayerischen Staat.

Damals gingen in Bayern noch 60 % aller erwachsenen Männer hinter dem Pflug. Über 93 % der Bayern waren vom Grundherrn abhängig (rund 12 % vom Landesherrn, rund 29 % von Adelligen und rund 52 % von kirchlichen Herren), die ihre Hofstellen nicht selbst bewirtschafteten, sondern gegen jährliche Leistungen an die Bauern vergeben hatten. Hier unterschied man hauptsächlich Gülten (Abgabe an Getreide und anderen Naturalien) und Stiftpacht (Pacht). Diese „Leihe“ haftete am Gut und musste bei der Übernahme vom Bauern gekauft werden. Rechtlich unterschied man zwischen Freistift (auf jederzeitigen Widerruf), Leibrecht (auf Lebenszeit), Neustift (auf Lebenszeit des Verleihers) und Erbrecht (zur erblichen Nutznießung.) Letzteres war die günstigste Form, weil sie dem Bauern nicht nur die Vererbung an seine Nachkommen ermöglichte, sondern auch eine gewisse Verfügungsgewalt einräumte.

Insgesamt musste etwa ein Viertel des Betriebsertrags (teils Geld-, teils Naturalleistungen) als Steuern und Abgaben abgeliefert werden. Außerdem lasteten auf den Höfen

Hand- und Spanndienste (Scharwerk): Ein Vollbauer hatte mit vier, ein Halbbauer mit zwei Pferden, ein Viertelbauer mit einem Pferd Spanndienst zu leisten. Die übrigen wurden zu Handdiensten herangezogen: Das „Herrenland“ musste bestellt, das Getreide gedroschen und zum Markt gebracht, Obst geerntet und Brennholz hergerichtet werden. Darüber hinaus gab es zahlreiche Boten- und Treiberdienste zu erledigen.

Der Pfarrkirche, einem Kloster oder geistlichen Stift war der Zehent zu entrichten. Man unterschied den Acker- und den Blutzehent; der erste war von allem zu leisten, „was der Pflug und die Egge bestreicht“, der zweite bestand in Kälbern, Lämmern, Spanferkeln und Geflügel. Dazu kamen drückende „Laudemien“: Abgaben, die bei Besitzveränderungen (vor allem bei Sterbefällen) zu leisten waren.

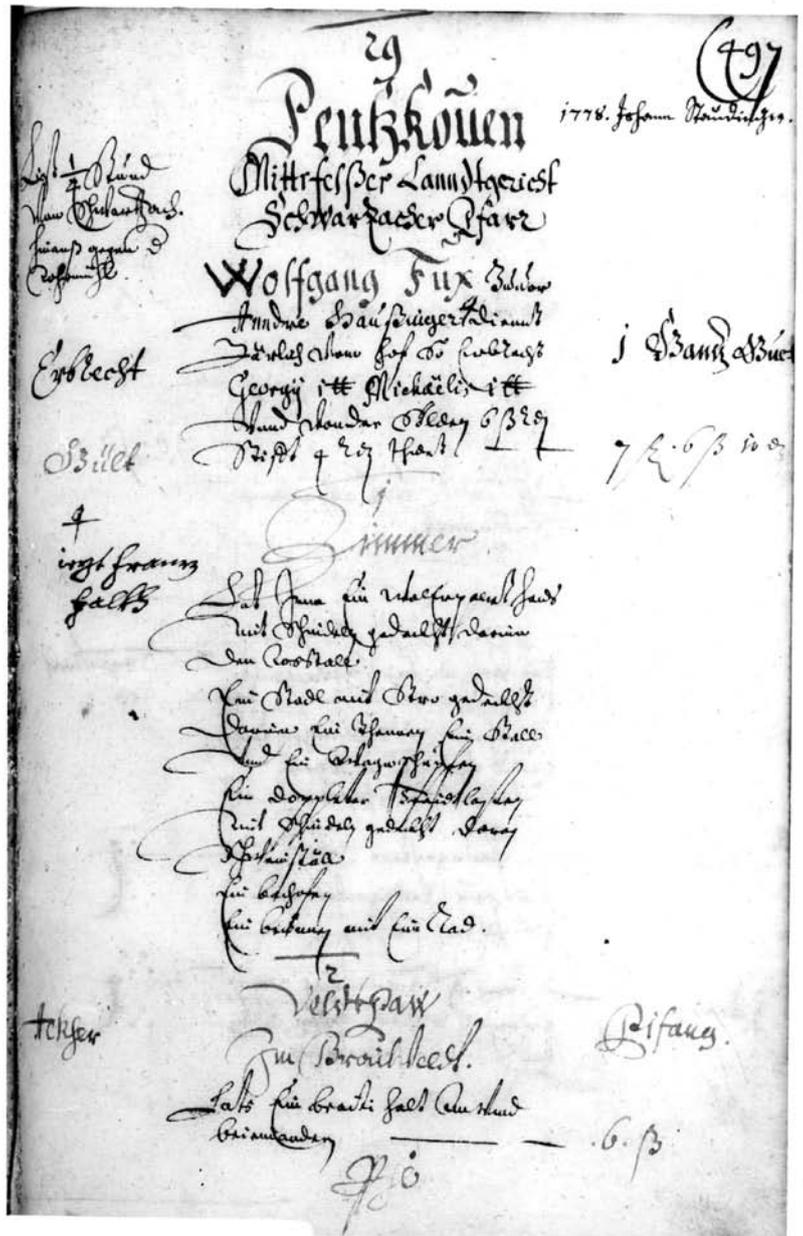
In der Praxis sah das so aus: Penzkofen, einer der größten Höfe der Schwarzacher Gemeinde, gehörte seit 1439 (wieder) dem Kloster Metten. Der Hof brachte dem Kloster jährlich zwei Pfund, sechs Schilling und sechs Regensburger Pfennige ein - das waren in bayerischer Münze sieben Gulden, sechs Schilling und zehn Pfennige.

Alex Paur, der 1536 als Penzbauer und 1539 auch als Besitzer der Rohrmühle erscheint, bezahlte von seinem 1538 auf 35 Pfund geschätzten Vermögen sieben Schilling Steuer, sein Sohn Kasper einen Schilling, und Gustl, die Dirn (= Magd), 22 Pfennig und drei Heller.

Ferner hatte der Penzbauer acht Gulden Landes- und 35 Kreuzer Herzogssteuer zu entrichten: der Landesherr bekam außerdem noch zwanzig Köpfe Schmalz, das Rentamt in Straubing 42 Kreuzer Weidegeld, der Amtmann in Bogen vier Gulden und einen Vierling „Brotpauerngeld“ (Korn bzw. Weizen). Die Herrschaft Degenberg und der Pfarrer von Schwarzach teilten sich den Zehnten.

Den Einfall der Schweden im Dreißigjährigen Krieg scheint Penzkofen - im Gegensatz zu anderen Höfen - glimpflich überstanden zu haben. Wie ein Eintrag im „Gründ Buech“ des Klosters Metten zeigt, war es 1644 nicht zerstört, sondern hatte „Ein Wolerpauets Haus mit Schindeln gedeckht darinn den Roßstall, Ein Stadl mit Stro gedeckht darinn ein Thennen, Ein Stall Vnnd Ein Wagenschupfen, Ein doppelter TraidtCasten, mit Schindeln gedeckht, daran Schweinställe, Ein bachofen ...“

Der Hof war zu dieser Zeit auf Erbrecht vergeben, d. h. der Penzbauer konnte sicher sein, dass ihn sein Sohn auch wieder verliehen bekam. Die Lehensabgaben teilten sich der bayerische Staat (als der Rechtsnachfolger der Degenberger!) und die Pfarrei Schwarzach: „... gibt vom Großzehendt Veste Degenberg das ist der Herrschaft vom Churfürsten 1/2 Vnnd dem Pfarrer zu Schwartzach 1/2 Thyl, den klain Vnnd blutzehendt (Anm.: d. h. Hühner, Gänse etc.) dem Pfarrer ...“ In all diesen Jahren dürfte Penzkofen im Wirtschaftsleben des Schwarzacher Winkels nach wie vor eine große Rolle gespielt haben. In vielen Fällen mag es als eine Art Musterbeispiel angesehen worden sein, an dem man sich orientieren konnte. „... als ein Brotpaur



gleichwie der Bauer zu Penzkofen und Gostentz“ heißt es bei den Gülten (Abgaben) anderer Höfe.

Seite 497 aus dem Mettener Gruendt Buech von 1644

Ein gezielter Eingriff in die ländliche Gestaltung Bayerns wurde unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor (1777 - 99) vorgenommen: die Hoffußbindung fiel weg; Höfe durften jetzt auch in Teilen verkauft werden, eine Maßnahme, die sogenannte Hofzertrümmerungen einleitete. (Dabei wäre anzumerken, dass kleinere als 1/4 Höfe von der Landwirtschaft allein nicht leben konnten.)

Nach der Säkularisation von 1803 trat der Staat in die Rechte der Klöster ein. Aber erst 1848 wurden alle persönlichen Dienste und Abgaben der Bauern ersatzlos gestrichen. Die Bauern erhielten ihre Anwesen zu vollem Eigentum. Der bisherige Grundherr wurde durch den sog. Bodenzins entschädigt. Die niedere Gerichtsbarkeit des Adels wurde abgeschafft und ging an den Staat über.

Dienstboten (Ehalten) machten im 19. Jahrhundert rund ein Drittel der bäuerlichen Bevölkerung aus. Sie ar-



Penzkofen 1970:
von Osten (links)
und Südosten (re.)

beiteten für einen Jahreslohn von 40 - 100 Gulden, hatten freie Kost und Wohnung und wurden (zum geringeren Teil) auch mit Naturalien entlohnt. Ihre Ersparnisse ermöglichten es ihnen in der Regel, zu heiraten und eine Kleinbauernstelle zu erwerben. Schwierig war allerdings die Lage der alten und kranken Dienstboten, denn (staatliche) Unterstützungen gab es nicht. Ab 1880 begann eine starke Abwanderung der Dienstboten in die Stadt („Landflucht“).

Der jetzige Besitzer: die Familie Sträußl

Nach dem schon mehrfach erwähnten Mettener Grundt-Buech besaß 1644 ein Wolfgang Fux den Hof, den ein Anndre Häußinger bewirtschaftete, der dann allem Anschein nach von einem Franz Falkh und 1778 von einem Johann Staudinger²⁶ abgelöst wurde .

Die Enkelin (?) dieses Johann Staudinger, Katharina (*1803), heiratete 1836 einen Andreas Sträußl (*1806) aus (Unter)Freundorf, Gemeinde Degernbach²⁷, der damit



Penzbauer wurde. Sein Sohn Georg (*1846)²⁸ heiratete 1867 Anna Künzkofer von Baumgarten (*1847), die Tochter seines Nachbarn. Diese „Penzbauern-Großmutter“ (†1929) wurde von Josef Falter, einem ihrer Enkel, folgendermaßen charakterisiert:

„Wer sie erlebt und gekannt hat, der vergisst sie zeitlebens nicht. Eine Persönlichkeit war sie, geachtet, verehrt und respektiert. Sie lebte und handelte eingebunden in altbäuerliche Traditionen, die da hießen: Arbeitsfleiß, Gewissenhaftigkeit, strenge Sittlichkeit und Achtung vor den Mitmenschen. ... Streng und ohne Nachsicht war sie, wo es um die elementarsten Werte ging, die sie vorbildlich praktizierte. ... Ihre vierzehn Kinder, die sie dem Hof geboren hatte, die schwere Landarbeit von Kind auf, ihr langes schweres Wirken als Bäuerin auf dem Penzbauernhof hinein bis in ihre alten Tage und die große Last der Sorgen sah man ihr auch in den letzten Jahren ihres Lebens noch nicht an.“

Nach dem Tod ihres Sohnes Franz, dem langjährigen Bürgermeister von Schwarzach, übernahm dessen Bruder Max den Hof und übergab ihn 1957 seinem Sohn Josef, heute Seniorbauer von Penzkofen. Mittlerweile aber wachsen schon wieder Enkel in die Aufgabe hinein, die tausendjährige Siedlerstelle weiterzuführen.



Penzkofen 1977:
von Südwesten,
von Schönbühl aus



„Z' Penzkofa drin kimmt der Dampf!“

Josef Falter, der schon genannte Enkel der alten Penzbäuerin, erinnert sich:

In den Jahren nach dem ersten Weltkrieg hingen die Drischeln schon oben auf dem Dachboden: Relikte aus verflossener Zeit. Der alte Hakenzylinder surrte auch nur noch vor den niederen Städeln der Häusler und Güttler, angetrieben durch den Göpel mit dem Ochsengepann. Der Dampfkessel mit dem Dreschwagen zog schon damals von Hof zu Hof. In den späten Herbst- und frühen Wintertagen durchhallte der Pfiff des Dampfkessels die Lande, und der Dreschmaschine monotonen Surren war aus vielen Richtungen zu hören.

Das Umfahren des kopflastigen Dampfkessels und der umfänglichen, schweren Dreschmaschine von Hof zu Hof war zu dieser späten Jahreszeit eine rechte Plage und Schinderei für die Menschen und die Zugtiere. Vielfach bewegten sich diese Fuhren auf schlechten, unbefestigten Wegen, lehmig und grundlos. Oft und oft sanken die Räder bis zu den Achsen ein, wenn spätherbstlicher Dauerregen die Fahrbahnen aufgeweicht hatte. Mit Brettern, Bohlen, Tremmeln und Handwinden brachte man das steckengebliebene Gefährt wieder in Bewegung, bis hin zur nächsten Gefahrenstelle. Meist vergingen Stunden, bis die Garnitur, wie es die Maschinisten nannten, zum nächsten Hof ge-

langte. Meilenweit war in solchen späten Herbsttagen der „Schlachtenlärm“ zu vernehmen: Empfehlungen und Anweisungen sich lauthals zuschreiend, daneben hörte man Schlagen und Poltern. Vor allem aber erinnere ich mich der lauten Rufe und Flüche der Gespannführer, mit denen sie die Pferde und Ochsenpaare zu letzter Anstrengung aufforderten, mit der Peitsche zuweilen nachhelfend.

Andernorts wieder verliefen diese Überfahren ohne jede Schwierigkeit, dort, wo die Wege festen Untergrund hatten und breit genug waren, wie vom Tremel in Baumgarten hin zum Penzbauernhof. Weiler und versteckte Einöden hatten es da nicht so gut. Stand nun der Kessel fest eingebaut, lagen hinlänglich Holz und Steinkohlen bereit und war fürs benötigte Wasser ein Brunnen in der Nähe, war das Nötigste getan. War auch noch der Dreschwagen eingerüstet, so konnte anderntags zur frühen Stunde das Dreschen beginnen.

Die Arbeit war viel und schwer, lustig und froher Dinge aber die Leute. Mägde und Knechte, Bauernsöhne und -töchter aus den Nachbarhöfen fanden sich zur Arbeit ein: Man half sich gegenseitig aus. Für viele kleine Leute aus der Umgebung war der Dampf recht willkommen: Ein paar Mark konnte man verdienen. Vor allem aber lockten der häufig gebotene Trunk frischen Biers und das reichliche und gute Essen, wie man es in Penzkofen erwartete und

Dreschen beim Penzbauern mit'm „Dampf“ um 1915; der Stadel links war bis 1951 mit Stroh gedeckt.

Dreschen in Penzkofen um 1939



auch bekam. Neben der vielen, schweren Arbeit war es der lästige Staub und Schmutz, dem die Dampfleute den lieben langen Tag ausgesetzt waren. Wo die Dampfmaschine auf einem Hof ging, sah man eine Staubwolke von der Scheune hochsteigen, vor allem, wenn das Getreide verregnet in die Scheune gekommen war. Fettes, kräftiges Essen und des Öfteren ein zügiger Trunk dunklen, würzigen Biers waren da recht vorteilhaft.

Wenn es hieß: „Z' Penzkofa drin kimmt da Dampf“, konnte ich mir sicher sein, zu diesem herbstlichen Fest eingeladen zu werden. Von meinem 16. Lebensjahre an trugen Onkel Franz und ich die Maltersäcke, gefüllt mit 120 bis 150 Pfund Körnern, von der Dreschmaschine weg über den Hof und viele Stiegen hinauf zum Getreideboden. „Gnackwürste“ nannte man die vollen Säcke scherzhaft, weil sie beim Tragen auf der Schulter um den Nacken (bairisch: Gnack) lagen.

Der „Dampf“ war im alten Penzkofen immer eine Art kleines Fest. Die viele und schwere Arbeit von den frühen Morgenstunden bis in die Nacht hinein konnte keinem die frohe Laune und den Arbeitseifer verderben. Gutmütiges Hänselfn und allerlei derber Scherz durften bei einem rechten Dampf Dreschen nicht fehlen. In diesen Jahren waren die Menschen noch heiter und stets zu Späßen und kleinen Bosheiten bereit. Tolerant war man und keineswegs nachtragend, man vertrug sich gut. Die Menschen dieser Zeit waren nicht so wohlhabend und neunmalklug wie heute, dafür frohen Mutes und zufrieden. Ideologen und sonstige Quertreiber hatten in diesen Jahren die Menschen noch nicht aufeinander gehetzt und ihnen die Zufriedenheit ausgedredet. Damals wusste man, dass es zum Reichwerden für alle noch nicht ausgereicht hat.

Drinnen im Scheunenviertel ging es immer recht hoch her, vor allem wenn Männlein und Weiblein zusammen ar-

beiteten. Was konnte man da für Sprüche hören, wie wurde da gelacht und geblödet, gehänselt und aufgezwickelt! Sitte und Anstand aber blieben stets gewahrt, worauf die Älteren achteten und korrigierend eingriffen, wo es notwendig wurde. Dem Bauern und seiner Familie brachte man gebührende Achtung entgegen, und der ältere Mensch galt damals noch etwas. Man sah ihn nicht als einen auf der Ofenbank ausgedörrten alten Narren und Trottel an, sein Rat hatte noch Wert.

Auf dem Dreschwagen oben werkte der Einlasser, einer der beiden Maschinisten, die zur ständigen Besetzung zählten. Die beiden lösten sich in ihrer Arbeit von Zeit zu Zeit ab. Eine Magd reichte diesem Einlasser die aufgeschnittenen Garben, der sie in angemessener Menge in die Maschine gab.

Hinter der Maschine, im sogenannten „Rauchloch“, hatten die Leute viel, viel Staub zu schlucken. Dort drehte man aus Stroh die Bänder, bündelte dieses und warf es in ein leeres Viertel. Bis allerdings ein Scheunenviertel geleert war, stapelte man das Stroh im Freien neben der Scheune zu einem Strohschober. Im berüchtigten „Rauchloch“ ging es trotz des vielen Staubes und Schmutzes immer recht laut und lustig zu, dort bekam man auch häufiger einen frischen Trunk Biers.

Den Dampfkessel bediente der Heizer, über und über voller Ruß und stark nach Schmieröl riechend. In Penzkofen drinnen war das in meinen Jahren ein kleines rundliches Männchen mit einem fröhlichen Mondgesicht. Zum Anheizen des Dampfkessels musste er immer schon recht zeitig aufstehen. Mit dem sogenannten Kessel hatte er auch sonst viel zu tun, Umsicht und Gewissenhaftigkeit war von ihm gefordert. War sonst keiner zugegen, kam er angeschnauft und half den Abtragern die Säcke auf die Schultern zu heben. ...

Die Vormittagsbrotzeiten (wie auch jene nachmittags) waren stets Höhepunkte, vor allem aber das Mittagessen. Der Heizer ließ zu diesen Zeiten die Dampfpeife grell und weithin hörbar ertönen, ließ die Maschine langsam auslaufen, es war Arbeitspause. Alles strebte darauf dem Haus, der Kuchl und der großen Stube zu. Die Mannsbilder wuschen sich im Wassergraben den Staub aus dem Gesicht und von den schweren Arbeitshänden, die Mägde staubten die Kopftücher aus, sich um den Körper schlagend.

Zur Brotzeit standen auf den beiden Tischen in der Kuchl und der Stube bauchige Krugeln mit dunklem Bier, umfängliche Brotlaibe lagen daneben. Auch ein großer Teller mit einem Butterknödel und ein anderer mit dicken Schnitten Geräuchertem stand bereit. Statt des Biers wandten sich die Weiberleute mehr dem guten Kaffee zu, den Anna an den Tisch brachte. (Damals reichte man den Kaffee fertig mit Zucker und Milch.)

Ertönte die Dampfpeife zur Mittagspause, so wartete auf die Leute in Penzkofen ein fetter, saftiger, bestens zubereiteter Schweinebraten mit Kraut und Knödeln. Jeder konnte sich aus der Reine ein oder mehrere Stücke Fleisch nehmen. Dazu gab es reichlich Bier, und keiner brauchte sich im Trinken zurückhalten und sich Reserven auferlegen: Ein 60-Liter-Banzen lagerte auf einem Schragen in der Ecke der Stube, mit dem Messingwechsel im Spund, weitere standen noch im Keller bereit. In diesen Jahren

schätzte man gutes Essen, reichlich und schmackhaft, noch recht hoch, vor allem Annas Küche drinnen in Penzkofen hatte einen guten Namen. Bei den einfachen Leuten, deren es in diesen Jahren viele, viele gab, waren Schweinebraten mit Semmelknödeln und ein Krug mit würzigem, dunklem Bier nicht gerade alltäglich, ein seltener Genuss.

Abends, zum Ausklang stand stets das damals übliche Voessen auf dem Tisch: In Essigsoße zubereitete Innereien mit den obligaten Weckeln aus Annas Küchenbäckerei. Darnach reichte Anna, assistiert von der Kuchldirn, noch Kaffee, dem vornehmlich die weiblichen Beschäftigten zusprachen. Die Mannsbilder dagegen hielten sich mehr an den edlen Gerstensaft und eine gute Zigarre, die der Bauer zuweilen an die Umsitzenden verteilte.

Zuweilen trank solch einer mehr als ihm gut tat - als er vertragen konnte. Ein sogenannter „Mitgeher“, ein Arbeiter der die Garnitur ständig begleitete, war abends nahezu jeden Tag stark benebelt, nachdem er alle Reste aus den vielen Krügen und Krugeln zusammengetrunken hatte, die andere übrig gelassen hatten. Er taumelte dann über den Hof dem Stadel zu, wild gestikulierend und über die ungerechte Welt lautstark räsonierend. Im Stadel endlich angekommen, warf er sich jeden Tag in voller Montur in den Grätenhaufen. Er schlief in diesem stechenden, beißenden Nachtlager bis ihn frühmorgens die Dampfpeife aus dem Schlaf riss. ...

Ostermontag im alten Penzkofen

„Der Ostermontag im alten Penzkofen,“ schreibt Josef Falter, „ist mir stete Erinnerung und bleibendes Kindheits-erlebnis: Die Penzbauern-Zenz war unser aller Patin. Am Ostermontag jeden Jahres waren wir nach Penzkofen eingeladen; wir durften zur „Dod“ gehen, wie man damals die Patin nannte. Diese Freudenfeste der Kinder sind mir auch noch aus den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg erinnerlich. ...

Bald nach unserer Ankunft in Penzkofen war zu sehen, dass ich nicht der einzige Kindergast war. Die Penzbauernleute hatten viele, viele Patenkinder, die zu diesem Fest geladen waren. Die Gäste rückten allmählich an: Von Schwarzach her kamen sie reihenweise, von Einfürst und Schönbühl johlten sie herunter, und von Hailstein und Iglhaft strebten sie Penzkofen zu. Von der Mutter begleitet, war auch zuweilen der Vater mit von der Partie. Einfache, weniger bemittelte Leute waren es zumeist, die in Penzkofen die Paten für ihre Kinder fanden.

Nach und nach füllte sich die Kuchl mit den kleinen Gästen, mit Kindern, die mit großen Augen scheu um sich blickten. Die Buben liefen barfuß, trugen kurze Kniehosen und hatten kahlgeschorene Köpfe. Die Mädchen steckten in knöchellangen Röcken, und von ihren Hinterköpfen hingen zwei mitleiderregende Zöpfchen herab. ...

Das langersehnte Essen, das Festmahl kam nun nahe.

Kinder aus ärmlichen Familien freuten sich vor allem darauf. Ein lukullisches Mahl mit Köstlichkeiten erwartete uns, wie es sonst keines gab, rare Leckerbissen. Den Eltern der Kinder und den Erwachsenen war der Tisch draußen in der großen Stube gedeckt: Eine umfängliche Reine mit Schweinernem, knusprig braun gebraten, stand auf dem Tisch, eine Schüssel barocker Knödel daneben. Für viele der Eltern war es ein recht seltener Schmaus. Damals kam Fleisch recht wenig auf den Tisch, vor allem bei den kleinen Leuten. ...

Die Eltern und Erwachsenen musste ich dabei immer ein wenig bedauern: bekamen sie doch „nur“ Schweinernes und Knödel vorgesetzt, während uns Kinder ganz andere Genüsse erwarteten: Auf dem großflächigen Küchentisch, um den sich die vielen Kinder drängten, stand eine große dampfende Schüssel mit der berühmten und begehrten Weinbeerl-Suppe. Anna, die Köchin, füllte diese Köstlichkeit mit einem großkalibrigen Schöpflöffel in die Teller der Kinder, und um die Schüssel herum standen Teller, auf denen sich „Tortenstückl“ türmten. „Torten“ nannte man damals einen ei-schweren Guglhupf, goldgelb, ein Leckerbissen vor allem für Kinder. Erstaunlich, was Kinder in sich hineinmampfen und vertragen können! Nach der köstlichen Suppe und den Tortenstückln kamen die sogenannten Kracherln auf den Tisch, rote, grüne, gelbe. ...“

In Penzkofen verortete Sagen

Das alte mettensische Kolonisationsland ist auch reich an Sagen, die früher an den langen Winterabenden in der Stube von Generation zu Generation weitererzählt wurden.

Diese „Geschichten“ dienten nicht in erster Linie der Unterhaltung, sondern waren ein probates Erziehungsmittel. Eine ganze Reihe davon deklarierten Fachleute als Abschreckungssagen. Sie wurden erzählt, um die Zuhörer (vor allem die Kinder) von unüberlegten Handlungen abzuhalten und andererseits nachahmenswerte Beispiele anschaulich im Bewusstsein zu verankern.

Mehrere Sagen aus dem Raum zwischen Heuwisch und Hirschenstein²⁹ sind auch im alten Penzkofen angesiedelt. Der Chronist hörte sie in seiner Kinderzeit, wenn Nachbarn in den „Roigarten“³⁰ (Sitzweil) kamen und „von früher“ erzählten:

s Karfreitagskartngspuj

Da hamad amoj en am heilign Karfreita drei Penzbauernknecht z Schwarz a im Wirtshaus Kartn gspujt und ganz abscheilli gfluacht und d Sauglockn gläut und hamad net amoj en Herrn Jesus seiner Sterbstund afghärt mit derer Gregori. Do is owa nachher scho d Wirtin higanga zu eah und hod eah obotn. Af dös affi is der jünger vo dö drei hoamganga. Dö andern habn eahrane Beedl weiderspuit und habn aa weidersakramentiert.

Af oamoj is do in der Gaststuba a Pumpern und Scheewern oganga, daß dö Wirtsleut ganz derkemma san. Owa dö zwee Knecht hamad se um nix kümmert und hamad weiderspuit und weiderscholtn. Owa do is nachher an der Wänd a so a Larvan mit Hörndl affakrocha, is in d Höh gwachsn und is ollerweil größer wordn und größer, und af oamoj is s nachher aus der Wänd außergstiegn und is af

Die am Fuße des „Stoariogels“ gelegene Rohrmühle gehörte wahrscheinlich jahrhundertlang zum Hof



dö zwee zouganga. Do san s owa af und davo, fürs Dorf außi, übers Pfarrfeld hintere und Penzkofa zou.

Seit derer Zeit san nachher dö zwee nimmer ganz richtig gwen im Kopf.

Das geschändete Feldkreuz

Am dem flacher geneigten Abhang zwischen Penzkofen und dem Rohrmühlbach lag früher eine dem „bayerischen Vize-Herrgott“ Leonhard geweihte Kapelle. Dort sah man nachts - besonders zur Allerseeelenzeit - oft Lichter herumirren.

Man wusste aber auch, warum es dort weizte: Einige Penzkofer-Knechte hatten einmal auf ihrem Nachhauseweg vom Wirtshaus in purem Übermut einem hölzernen Feldkreuz die Arme abgeschlagen und gehöhnt: „Der heilige Leonhard is uns mehr wert wie du! Der versteht auch mehr vom G'viechert, bsonders von de Ross!“

Bald darauf verunglückten und starben die Knechte und mussten an der Leonhardikapelle „umgehen“.

Das geschändete Feldkreuz verblieb in diesem Zustand. Alle Versuche, es wieder zu ergänzen, schlugen fehl. Schließlich wanderte es auf den Getreideboden des Penzbauernhofes, wo es vor einigen Jahrzehnten in erbärmlichem Zustand aufgefunden wurde.

Der ganz ander

Afm Penzbauernweiher - da, wo ma vo Schwarz a(ch) af Perasdorf hintereganga is - hamad si im Winter an dö Sunta allerweil dö Eisstockschojßer troffa: der Penzbauer, sei Nachbar der Tremml, der Bräu und der Vejhhändler - wenn er Zeit ghabt hat. Da is aa hin und wieder recht sakramentisch gfluacht wordn, wenn der Stock über dö Daubn außigschossn is oder oaner den andern wegdruckt hat. Und deswegn is manchmoj a Stock mehrer af der Bahn gwen, als wia Leut dagwen san, bsonders af d Nacht zuari. Nachher hamad s aa meist nimmer lang gschobn, weil sie si dennerscht a wenig gforchtn habn, vor dem Überzählgign, dem ganz andern...

D Weihergoaß

Am Penzbauern ghörn allerweil scho zwee Weihern, da, wo ma af Eding umigeht oder durchs Hojz durchi af Oa (Ay). Frejers, wej d Leut no zu Fuaß ganga san, is dort der Gangsteig vo Schwarz a afn Schwarzanzstoj vorbeiganga, nachher hat ma net über d Rohrmuj geh braucha.

An dö Fischweihern hat ma in Hirgst eini oft d Weihergoaß ghört, dö hat gmeckert wej a richtige Goaß. Gseghn hat s aber neamd, bloß ghört. Af dö hat ma net zougeh derfa, weilst af m nassn Gras leicht ausrutschn hättst কিনa, und bis d di verseghn hättst, waarst im Weiher dringlegn. Und wer woaß, obst wieder außerkemma waarst. ...!

Die Katzen mit den glühenden Augen

Vor mehreren Generationen war der Penzbauer ein großer Liebhaber des braunen Gerstensaftes, und gar manches Mal soll er erst beim Morgengrauen vom Bräuhaus auf seinen Hof zurückgekehrt sein. Als Grund für seine verspätete Heimkehr gab er der Bäuerin immer wieder an, dass ihm im Wiesengrund an der alten Leonhardikapelle mehrere große Katzen mit glühenden Augen begegnet wären und er von diesem Augenblick an keinen Schritt mehr nach vorwärts und ebenso wenig nach rückwärts habe tun können, so sehr er sich auch anstrengte. Erst als in Schwarzach das „Gebet“ geläutet wurde, sei er wieder seiner Füße mächtig geworden und habe seinen Weg zu Ende gehen können.

Die Vergeltsgott im Schüsselkorb

Die Penzbäuerin wurde früher (als reichste Bäuerin weit und breit) ständig von Bettelenten und Handwerksburschen aufgesucht, die sich dann meistens mit einem schnellen Vergeltsgott für das Scherzl Brot oder den Teller warmer Suppe bedankten.

Etwas unwirsch über ihre oft ausgenützte barmherzige Mildtätigkeit sagte die Bäuerin jedesmal: „... die häng i mir in d Schüsselreim affil!“

Als sie dann eines Tages selber den Löffel aus der Hand legte, fiel plötzlich der ganze Schüsselkorb krachend auf das Küchenpflaster, - so schwer war er im Laufe der Zeit geworden.

Meine persönlichen Beziehungen zu Penzkofen

In den verschiedenen Lebensaltern lernte ich den Hof auf verschiedene Weise kennen. Als Kind war er mir der Inbegriff des Großen, des Ausladenden schlechthin. Wir hatten zu Hause zwei Kühe im Stall, in Penzkofen waren es dreißig oder vierzig; wir hatten einen Ochsen, in Penzkofen hatte sie sechs oder acht Rösser.

Ich habe Penzkofen aber auch als einen unheimlichen Ort in Erinnerung. In der Allerseelenzeit weizte es bei der Kapelle im Wiesengrund am Rohrmühlbach. Und der schwarze Hofhund hatte mich einmal beim Milchholen regelrecht umgeworfen.

Als heranwachsender Straubinger Gymnasiast bekam ich mit, dass Penzkofen ein Zweit-, später sogar der Dritt- arbeitsplatz meines Vaters war, wenn er neben unserer Landwirtschaft und seinem Postdienst dort noch bei Heu- und Erntearbeiten, vor allem beim anstrengenden Dreschen mit dem „Dampf“ half.

Ich erlebte aber auch, dass die Penzkoferleute außergewöhnliche Menschen waren; zwei taubstumm, die Zenz bucklig. Ich erkannte schon sehr früh das Behindertsein als ein Anderssein und nahm mit Respekt ihre Freigebigkeit und Herzlichkeit zur Kenntnis.

Ich galt schon als Erwachsener, als Penzkofen die neue Heimat meiner Schwester wurde: sie hatte mit viel Mut über den Rohrmühlbach hinüber geheiratet. Deswegen wurde der Hof auch der Sterbeort meines Vaters und nach seinem Tod der zeitweilige Wohnort unserer kränkenden und schwerhörigen Mutter.

Als „spätberufener Geschichtsstudent“ war ich vom Alter dieser Rodungsinsel fasziniert, die da unmittelbar am Bayerweg und an der Demarkationslinie des mettenisch/niederaltaichischen Siedlungsgebiets lag. Meine erste von über einem Dutzend heimatgeschichtlicher Erzählungen („Der Stumme von Bogen“) habe ich dort angesiedelt. In Windberger Urkunden hatte ich von Penzkofer Ergebungsleuten gelesen, die schon um 1150 „zum Altar der hl. Maria“ versprochen worden waren.

Als „Ruheständler“ ist mir Penzkofen zum Zufluchtsort bei den lebensnotwendigen kleinen Fluchten geworden. Denn „Heimat ist,“ so sagt man, „wo ich bleibe, wenn ich gehe.“

Inzwischen bevölkert viel Jugend die alte Hofstelle. Sie trägt das Erbe der früheren Generationen weiter. Wenn auch schon seit dem Spätmittelalter kein Penzkofer mehr auf dem Hof sitzt, ist er doch seit nahezu 250 Jahren im Besitz der gleichen Familie.



Torso eines Gekreuzigten vom Penzkofer Kalvarienberg, möglicherweise ein Werk des Bogener Bildhauers Johann Gottfried Frisch

Anmerkungen

¹ Dort scheint, wie entsprechende Funde vermuten lassen, ein über längere Zeit stark frequentierter Rastplatz bzw. Flussübergang bestanden zu haben.

² Vgl. den heute noch bestehenden Ortsnamen Hochstraß zwischen Kollnburg und St. Eglmar, der schon zwischen 1160 und 1200 in Windberger Aufzeichnungen genannt wird.

³ 1997/98 fand man hier Relikte aus der Zeit der Schnurbandkeramik (rd. 2700 v. Chr.) und der La-Tene-Zeit (um 400 v. Chr.).

⁴ nach Prof. Dietrich Manske ein häufig zu findendes Kirchenpatronat an Altstraßen

⁵ mit einem heute noch in Resten erkennbaren Burgstall

⁶ so Prof. Dietrich Manske in „Zwischen Münchshöfen und Windberg“, Gedenkschrift für Karl Böhm, S. 457 ff

⁷ später ebenfalls Sitz eines (um 1150 erstmals erwähnten) Ministerialengeschlechts

⁸ Noch heute findet man auf den Landkarten für den relativ steilen Anstieg nördlich von Einfürst die Bezeichnung „Eselsberg“. Bis ins 13. Jahrhundert wurde der Warenverkehr mit Lasttieren erledigt. Erst dann setzt sich zunächst der zweirädrige und später der vierrädrige Karren durch, ebenso das Kummet (dessen Bezeichnung aus dem Slawischen zu stammen scheint).

⁹ Prof. Dietrich Manske hält als Nebenlinie sogar eine Abzweigung in Hintersollach über Kohlwassen, Allersdorf und Ay für möglich. (Tatsächlich wird „chalbezn“ bereits in Windberger Schenkungsbüchern des 12. Jahrhunderts genannt.) Diese Trassenführung könnte auch ein Grund dafür sein, dass sich Sommersdorfer Ministerialen um 1200 herum auf dem Degenberg festsetzten.

¹⁰ Dies erklärte auch, warum der nur 1 km von Schwarzach entfernte Mühlberg bis 1848 zur 9 km entfernten (niederaltaichischen) Pfarrei Mariaposching gehörte.

¹¹ Ebenso war das 1,5 km von Schwarzach entfernte Gaissing (auf niederaltaichischem Gebiet gelegen) bis 1848 in das 9 km entfernte Mariaposching eingepfarrt. Dagegen hatten alle Perasdorfer Ortschaften, die östlich des Bayerwegs lagen, bis 1834 zur Pfarrei Schwarzach gehört, sogar das zwei Gehstunden entfernte Kostenz.

¹² wohl richtiger: Predigtstuhl

¹³ Penzkofer Rudolf, Das Landgericht Viechtach und das Pflegegericht Linden, Heft 18 des Historischen Atlases von Bayern, München 1968

¹⁴ ebd.

¹⁵ Aus dieser Zeit ist uns aus der Freisinger Liturgie die Fürbitte überliefert: „Ab incursione alienigenarum libera nos Domine!“ („Vom Einfall der Fremdstämmigen befreie uns, o Herr!“)

¹⁶ Auch in Oberalteicher Klosterliteralien erscheint bald nach der Gründung 1102 mehrfach ein Penno als Zeuge.

¹⁷ Außerdem wird als Zeuge auch ein Henricus cementarius genannt, ein richtiger Maurer also.

¹⁸ Pertholdus de Penzechouen war zwischen 1201 und 1210 auch Zeuge beim Verkauf des Lenachhofes durch den Regensburger Hochstiftsministerialen Walther von Falkenstein.

¹⁹ Hundt Wiguleus, Bairisch stammen Buch, 2. Teil, Ingolstadt 1586

²⁰ Die Erzählung ist abgedruckt in „Meuchelmord im Pröllerswald“, Verlag Bayerland Dachau, 1999, S. 26 - 46 und im Straubinger Kalender 2008, S. 59 - 72

Erwähnt werden sollte noch, dass im Verlauf dieses Kreuzzugs sowohl Franz von Assissi als auch der Minnesänger Walther von

der Vogelweide vor Damiette waren. Es ist deshalb nicht auszuschließen, dass sich die Bogener mit dem Sängler und dem Minderbruder getroffen haben könnten. Walther erwähnt auch in einem seiner Lieder, dass ihm der Bogener hold sei.

²¹ Der Grabstein seiner 1289 verstorbenen Mutter Irmengard, der Gattin Heinrichs von Alkofen, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in das Museum der Stadt Regensburg gebracht. In Windberg hatte er lange Zeit im Straßengraben gelegen und war als Wetzstein verwendet worden.

²² vgl. P. Norbert Backmund. Die Pfarrei Albertskirchen in Der Bayerwald 1956/1. S.1 ff. Meiner Vermutung nach scheint es sich aber dabei eher um Petzendorf (zwischen Albertskirchen und Waltendorf) zu handeln.

²³ Elisabethzell war am 19.11.1346 (dem Tag der hl. Elisabeth!) von Dietrich dem Haibeck gegründet worden.

²⁴ Wilhelm v. Paulsdorf hatte in die Familie der Haibeck eingeheiratet.

²⁵ Elisabethzell erscheint in den Urkunden gelegentlich auch als Atzenzell. Möglicherweise handelt es sich aber hier um Atzenzell im Landkreis Cham.

²⁶ 1666 ist in einer Aufstellung der Hauptmannschaft Schönbühl ein Martin Staudinger von Paumgarten genannt; 1760 hatte ein Staudinger-Ganzhof in Unterfreundorf zum Kastenamt Schwarzach gehört.

²⁷ Dieser Streißlhof ist seit 1469 als Besitz des Klosters Oberalteich nachweisbar.

²⁸ Am 11. Mai 1719 starb ein Thomas Streißel an den Verletzungen, die ihm der Pfellinger Schuster Philipp Albmer bei einer Rauferei zugefügt hatte. Aus den Ermittlungen entwickelte sich schließlich sogar ein beim Pfliegergericht Mitterfels anhängig gemachter Hexenprozess (vgl. VHVN 116/117, S. 219).

Das Staatsarchiv Landshut besitzt die Hinterlassenschaftsinventare eines Georg Streißel (1723) und eines Hans Streißel (1736) aus Freundorf (Pfliegergericht Schwarzach P 82 und P 85).

²⁹ vgl. Josef Fendl, Der Teufel im Backofen, 77 scheinbare Geschichten, Straubing 1999

³⁰ Im Schwarzacher Umland eigenartigerweise nicht Hoagartn, sondern Rojgartn genannt

Archivalien:

- Abschrift einer Oberalteicher Archivalie (Seite 48): Bayer. Hauptstaatsarchiv München Abt. I., Bestand Oberalteich KL 2, fol 7 RS, Genehmigung zum Abdruck: Auftragsnummer I 716/68
- Siegel eines Hanß Pentzchouer (Seite 48): BHStA München. Prül KU 302, Auftragsnummer I 716/6816
- Siegel des Hans Pentzchouer (Seite 48): BHStA München, Bestand Oberalteich 404 (Siegel 1), Auftragsnummer 870/99
- Seite 497 aus dem Mettener Gruendt Buech von 1644, BHStA KL Metten 5, Auftragsnummer I/450/77

Abbildungen und Fotos:

Archiv Josef Fendl